

Feinfühlig, humorvoll und nie sentimental lässt Mary Apafi ihre Jugend in Zürich Unterstrass Revue passieren und die Zeit der 1940er- und 1950er-Jahre wiederaufleben.

Eine Hommage an das Leben in den Stadtquartieren zwischen Uni und Zürichberg, zwischen Milchbuck und Rigiblick, voller heiterer Anekdoten über Buben- und Mädchenstreiche, kreative Frisöre, zigarettenrauchende Trompeter auf dem Dach und die erste grosse Liebe.



Morsezeichen  
über Zürich

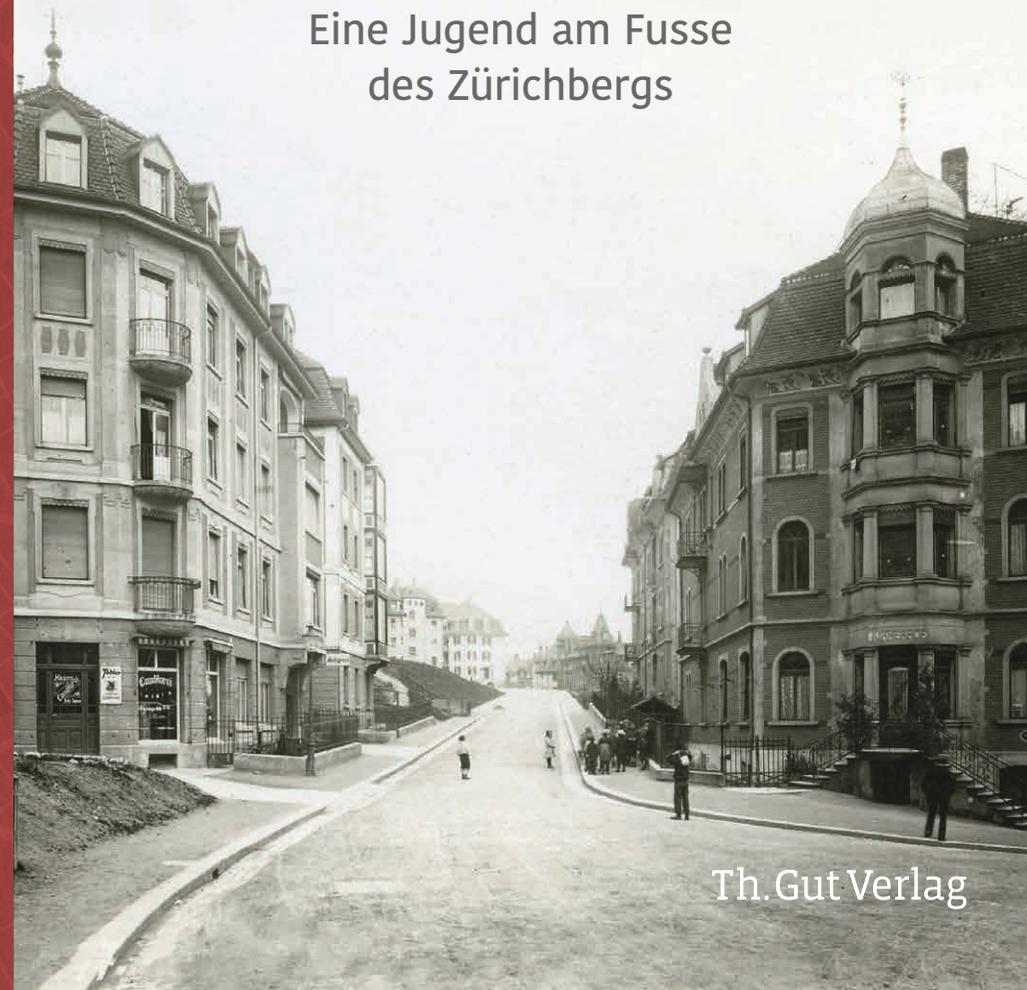
Mary Apafi

Th. Gut Verlag

Mary Apafi

# Morsezeichen über Zürich

Eine Jugend am Fusse  
des Zürichbergs



Th. Gut Verlag



TURNERSTRASSE

Mary Apafi

# Morsezeichen über Zürich

Eine Jugend am Fusse  
des Zürichbergs

© Th.Gut Verlag, Zürich 2021  
Ein Verlag der Lesestoff-Gruppe  
Gestaltung: [www.as-grafik.ch](http://www.as-grafik.ch), Urs Bolz  
Projektleitung: Th. Gut Verlag, Hansrudolf Frey  
Lektorat/Korrektorat: Th. Gut Verlag, Julie Hitz  
Druck und Bindung: PBTisk, Pribram  
ISBN 978-3-85717-279-3  
Alle Rechte vorbehalten.

Besuchen Sie uns im Internet: [www.gutverlag.ch](http://www.gutverlag.ch)

Der Th. Gut Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Th.Gut Verlag

# Inhalt

- |    |                                  |     |                                     |
|----|----------------------------------|-----|-------------------------------------|
| 13 | Die Wohnung an der Turnerstrasse | 88  | Das Kunsthaus                       |
| 15 | Im neuen Heim                    | 92  | Das Erziehungsheim                  |
| 18 | Der letzte Kriegswinter          | 95  | Helga                               |
| 24 | Die Nachbarschaft                | 100 | Turnschuhe und Bündnerfleisch       |
| 27 | Zu Unrecht angeklagt             | 105 | Die alte Kantonsschule              |
| 30 | Das Rationierungsbüro            | 110 | Wenn Vater nach dem Rechten sieht   |
| 33 | Evi                              | 112 | Sigmund                             |
| 37 | Das liebe Pi                     | 116 | Morsezeichen über der Turnerstrasse |
| 39 | Der Wintermantel                 | 120 | Sigmunds Freunde                    |
| 44 | Maikäfer                         | 123 | Der Rechberg                        |
| 47 | Die Fraumünsterpost              | 128 | Das «Hirschengraben»                |
| 50 | Cinema Rex                       | 131 | Zürifäscht                          |
| 53 | Vater kocht                      | 136 | Das Loch in der Mauer               |
| 56 | Wie hast du's mit der Religion?  | 139 | Die Mathematik                      |
| 62 | Winston Churchill in Zürich      | 143 | Das «Baur au Lac»                   |
| 65 | Der «Olivenbaum»                 | 146 | Die Verlobung                       |
| 68 | Das Büsi                         | 149 | Die Winterthur-Grosi                |
| 71 | Blamage auf Blamage              | 154 | Das verrufene Haus gegenüber        |
| 73 | Das alte Konservatorium          | 157 | Heiraten                            |
| 76 | Rhonetal-Depression              | 160 | Der gerettete Hansli                |
| 78 | Das Velo                         | 163 | Die Zentralbibliothek               |
| 81 | Das Schulhaus Hohe Promenade     | 166 | Auszug aus der Turnerstrasse        |
|    |                                  | 169 | «Die alten Strassen noch»           |
|    |                                  | 172 | Die Autorin                         |



Das Haus an der Turnerstrasse.

## Die Wohnung an der Turnerstrasse

Als noch Lieferwagen rumpelten,  
Flaschen klirrten, Ochsnerkübel schepperten  
und die Säge der Schlosserei Trütsch  
durch die Gegend kreischte.

Mutters unermüdliches Suchen nach einem neuen Heim brachte am Ende den ersehnten Erfolg. Eines Tages verkündete sie uns strahlend, die Fünfstückerwohnung an der Turnerstrasse, um die sie sich beworben hätte, sei uns sicher. Von vielen Bewerbern seien ausgerechnet wir ausgelesen worden, und warum? Weil Maxli und ich so liebe Kinder seien! Wir dachten, sie scherze, denn unser Ruf in Schule und Wohnkolonie war eher zweifelhaft. Aber eine alte, fast vergessene Beziehung war uns jetzt zugutegekommen: Die Eigentümerin der Wohnung, die uns ausgesucht hatte, kannte die Mutter meiner ehemaligen jüdischen Gespielin Ruth. Und die hatte ein gutes Wort für uns eingelegt.

Als wir das zukünftige Heim gesehen hatten, waren wir nährisch vor Freude. Es befand sich im obersten Stock eines älteren Hauses. Man sah von allen Zimmern aus weit ins Limmattal hinunter über die Gaskessel Schlierens hinweg zu Hasenberg und Gubrist. An der Kirche Unterstrass konnte man bequem die Zeit ablesen. Die Stube hatte einen Erker, der wie ein kleiner Turm über der Hausecke sass und Ausblick in fast alle Richtungen bot. Auf der Nordseite, ausserhalb der Wohnung, gab's drei Mansardenzimmer, von denen eines uns gehörte. Da könnte Vater das Lager für seinen Verlag einrichten. Neben seinem Beruf als Sekundarlehrer gab er nämlich noch selber gezeichnete biologische Skizzenblätter heraus. Wir waren entzückt über die vielen unerwarteten Nischen und Wandschränke, die Fenster mit

Oberlichtern und die Schiebetüre zwischen Stube und Nebenzimmer. Nur der Blick vom Küchenbalkon in den Hof und vom vorderen Balkon auf die Strasse hinunter war unheimlich. Man schrak zurück und guckte ein zweites Mal vorsichtiger übers Geländer. An solch eine Höhe musste man sich erst gewöhnen. Diese Sicht in den Abgrund war wenigstens unter den Fenstern vom vorspringenden Dach abgeschirmt. Das Schönste für mich war mein eigenes Zimmer. Nachdem ich in letzter Zeit in Vaters Büro gehaust und für meine Habseligkeiten zwei Etagen eines Gestells zur Verfügung gehabt hatte, liess die Aussicht auf ein ganzes Zimmer mit Schrank, Kommode und Nachttisch mein Herz hüpfen. Vater erstellte einen Grundriss der Wohnung und schnitt die Möbel im passenden Massstab aus. Diese schoben wir in den Plan-Zimmern herum; so konnten wir alle Möglichkeiten ausprobieren.

Dann stand eines Tages ein riesiger Welti-Furrer-Zügelwagen samt Anhänger vor unserem Haus an der Hofwiesenstrasse. Wir packten tüchtig mit an und trugen kleinere Sachen hinaus. Dabei sah ich mehr als einmal Frau Ganzonis Brillengläser hinter den Vorhängen aufblitzen. Für sie war das auch ein ganz grosser Tag. Nach uns sollte nämlich ein älteres Ehepaar ohne Kinder einziehen und Ganzonis die ersehnte Ruhe bringen.

Gegen Mittag schwankte der schwerbeladene Umzugswagen mit dem Anhänger zum Schaffhauserplatz hinunter, dann durch die Weinberg- und Volkmarstrasse zur Turnerstrasse und hielt vor dem Jugendstilportal unseres neuen Heimes. Jetzt fing die harte Arbeit für die armen Zügel Männer erst richtig an. Sie schnauften schwerbepackt die unendlich vielen Treppen hinauf. Ich musste beim nahen Milchladen Bier holen. Auch wir schleppten, was wir konnten. Spät abends sassen wir am Bettrand und starrten ringsum auf die Möbel und Kisten. Vater stöhnte, er habe nicht gedacht, dass wir so unglaublich viel Plunder besässen. Eigentlich hätte man die Hälfte abstossen sollen. Auf alle Fälle wolle er nie wieder umziehen.

## Im neuen Heim

Seit wir an der Turnerstrasse wohnten, berichtete jedes Mitglied am Familientisch täglich über die Erfahrungen im neuen Quartier. Vater hatte herausgefunden, dass seine Mittagspause durch die längere Tramfahrt zehn Minuten kürzer geworden war. Dafür konnte er Verlagsbestellungen, die er nach dem Essen schnell erledigte, als Pakete in der Stampfenbach-Post aufgeben. Dort stieg er dann vor dem Postgebäude in die Vierzehn, welche ihn direkt nach Seebach hinaus brachte, ohne dass er am Schaffhauserplatz umsteigen musste. Damit Vater über Mittag von der Schule heimkommen konnte, hatten die Eltern nach einem Haus gesucht, das nahe der Milchbuck-Tramlinien stand.

Mutter zählte begeistert die vielen Läden auf, die sich im Umkreis unserer Wohnung befanden. Vier Bäcker, drei Metzger und fünf Lebensmittelgeschäfte waren in ein paar Minuten zu erreichen. Aber auch drei Milchläden, ein Blumengeschäft, ein «Merkur», eine Mercerie und Apotheke lagen in der Nähe. Nur das Treppensteigen mit den schweren Einkaufstaschen machte ihr Mühe. Sofort fand Vater dafür einen Ausweg. Sie solle unten dreimal läuten, und dann werde er den *Chlüpplikorb* am Wäsche-seil zwischen dem Treppengeländer hinunterlassen. Da könne sie wenigstens die Mostflaschen hineinlegen und er ziehe sie nach oben. Dieser Aufzug funktionierte dann so lange, bis der Korb einmal ins Schlingern kam, am Geländer anstiess und eine Flasche auswarf. Die ganze Familie musste daraufhin Scherben zusammenlesen und die klebrigen Treppenstufen wieder sauber waschen.

Mein Bruder war vom neuen Lehrer im Turnerschulhaus wenig begeistert. Aber er hatte bald einen Kumpan. Der hiess Freddi und wohnte am Sonnegsteig. Er schien ein gefitzter Kerl zu sein, mit dem sich schon etwas anfangen liesse. Daneben pflegte er noch eine sonderbare Freundschaft mit der <Taubenhexe>. Sie war Austrägerin, die ihre Zeitungen in einer schwarzen Wachtuchtasche auf dem Fenstersims der Rigi-Apotheke deponierte. Im Rank streute sie den Tauben Körner auf die Pflastersteine und schimpfte mit jedem, der zu nahe bei den pickenden Vögeln vorüberging. Ihr half Max, weit entfernte Abonnenten am Granitweg oder Ekkehardsteig zu bedienen und bekam dann von ihrem Zahltag einen Zehner.

Mein Schulweg war viel länger als früher. Eigentlich hätte ich nach dem Umzug ins Riedtlischulhaus gehen müssen, doch ich wollte bei meinen vertrauten Lehrern und Klassenkameradinnen bleiben. Darum hatte Vater ein Gesuch gestellt und für mich die Erlaubnis erwirkt, die Sekundarschule im Milchbuck-Schulhaus zu beenden. Für diesen Weg, der im Wesentlichen die ganze Scheuchzerstrasse entlangführte, musste ich mir eine halbe Stunde einräumen. Das war gewiss ein Nachteil; aber der Vorteil des eigenen Zimmers machte dies bei weitem wett. Am Ende des langen Ganges befand sich mein Reich, das alles umfasste, was ich brauchte. Im Kleiderschrank versorgte Mutter anfänglich noch die Bettwäsche. Doch ruhte ich nicht, bis sie diese im Elternschlafzimmer unterbrachte. Ich wollte wirklich für mich sein und nicht gewärtigen müssen, dass man wegen eines Leintuches zu mir hereinplatzte. Da mein Zimmer weit von dem des Vaters entfernt lag, hatte ich immer genügend Zeit, ein gewagtes Buch in der Tischtischschublade zu verstecken, wenn ich seine Schritte nahen hörte. Guckte er einmal herein, sah er mich über Schulaufgaben gebeugt.

Wir äusserten uns entzückt über den dicken Kater, der im Treppenhaus fast immer auf einem der Gesimse des Hoffensters wartete. Sass er draussen, wollte er hereingelassen werden; war er drinnen, dann begehrte er hinaus. Er wohnte im ersten Stock

bei Bolzans. Der alte Herr Bolzan, den ich manchmal mühsam atmend die Treppe heraufsteigen sah, grüsste mich stets freundlich. Einmal schenkte er mir Äpfel und Orangen aus seinem Früchtegeschäft, das sich unten an der Langstrasse befand.

Das Treppenhaus war viel geräumiger als dasjenige am alten Ort. Da wir die einzigen Bewohner der obersten Etage waren, stellten wir einen Tisch neben den Eingang, wo man die Taschen beim Aufschliessen der Türe abstellen konnte. Nur wenn Nachbarn auf die Winde oder zu einem Mansardenzimmer gelangen wollten, mussten sie neben unserer Wohnungstüre in den Nordtrakt eintreten.

Eines Morgens berichtete Vater mit ernster Miene, man höre in der Nacht bei offenem Fenster das Vorbeirattern der endlosen Eisenbahnzüge, welche ohne Halt zwischen Deutschland und Italien verkehrten. Um des Überlebens willen wären wir gezwungen, den Gütertausch der Achsenmächte durch die Schweiz zu gestatten. Das sei ein unheimliches Geräusch, das da aus dem Limmattal heraufdringe und an den Krieg und unsere heikle Lage erinnere. Zum Glück hätten die Alliierten bis jetzt eingesehen, dass wir nicht anders könnten, als diese Züge durchzulassen. Solche Gespräche liessen meine Angst vor Bombenangriffen wieder aufleben. In diesem alten fünfstöckigen Haus waren wir noch viel gefährdeter als vorher. Bis wir nur die zahlreichen Treppen hinabgerannt wären, um in dem engen, von Kohlestaub geschwärzten Keller zweifelhaften Schutz zu finden! Aber lange würde der Krieg ja nicht mehr dauern. Die Deutschen wichen mittlerweile an allen Fronten zurück.

## Der letzte Kriegswinter

Er war zugleich unser erster Winter an der Turnerstrasse. Hungern mussten wir nicht – aber frieren. Mein geliebtes Zimmer wurde unbewohnbar. Nur zum Schlafen begab ich mich mit einer Bettflasche dorthin. Die Radiatoren der Zentralheizung blieben nämlich kalt, und aus den Hahnen floss kein warmes Wasser mehr. Die ganze Familie sass tagsüber in Vaters Arbeitszimmer, wo ein kleiner Kachelofen stand. Das Ofenrohr führte der Decke entlang auch durchs Badezimmer hindurch und heizte dieses ein wenig mit. Um sich aber waschen zu können, musste man erst auf dem Gasherd Wasser heiss machen. Wenn Mutter kochte, wurde es in der Küche ebenfalls ein bisschen gemütlich. Da das Gas während gewisser Stunden abgestellt wurde, kauften wir uns eine elektrische Kochplatte, um jederzeit heisses Wasser zu haben.

Für die Wäsche erhielten wir grosse Holzscheiter zugeteilt. Einmal im Monat kam die kräftige Frau Schöpfer aus Schwerzenbach und hantierte in der Waschküche unten. Die Mutter hatte Hemden und Küchentücher schon am Vorabend in Einweichwasser gestossen und den Kupferkessel am Morgen früh angefeuert. Wenn Frau Schöpfer mit ihrer Arbeit fertig war, heizte die Mutter weiter, um uns ein Bad in der grossen Gelte zu ermöglichen. Zuerst verklebten wir die Fenster mit Packpapier, damit niemand vom Hof oder aus dem gegenüberliegenden Haus hereinschauen konnte. Dann durfte eines nach dem an-

dern ein Vollbad geniessen. Mutter kam zuletzt an die Reihe und räumte dann alles wieder auf. So ein Waschtag war für sie trotz Frau Schöpfers Hilfe sehr mühevoll, besonders im Winter, wenn man die nasse Wäsche zum Aufhängen auf die Winde schleppen musste.

Um Energie zu sparen, richtete die Stadt Quartierküchen ein. Da konnte man täglich um die Mittagszeit für wenig Geld (vierzig Rappen pro Liter) und einen Mahlzeitencoupon Suppe holen. Unsere Ausgabestelle befand sich im Milchladen am Sonntagsteig. Meist holte ich zwei Liter Erbsen-, Gersten- oder Gemüsesuppe im Milchkessel, den ich mit Zeitungen umwickelt in die Einkaufstasche gestellt hatte. So blieb die Speise schön warm und wir konnten sie gleich in unsere Teller giessen. Man wäre ja blöd, wenn man diese Gelegenheit nicht nutzen wollte, meinten die Eltern, wie um sich zu rechtfertigen. Denn eine Suppenküche hatte den Anstrich einer Arme-Leute-Einrichtung.

In diesem Winter gab's lange Weihnachtsferien, damit man die Schulhäuser fünf Wochen hintereinander nicht zu heizen brauchte. Da lohnte es sich für uns, zu Janjöris nach Patzen zu ziehen. Bei diesen Bergbauern im Bündner Schamsertal verbrachten wir sonst jedes Jahr die Sommerferien in ihrer Maisässhütte. Jetzt fanden wir im geräumigen Dorfhaus Unterschlupf. Da konnte man sich wieder einmal an Butter, Speck und Schinken sattessen. Martina, die Bauersfrau, kochte Maluns, Tatsch und die von uns Kindern geliebten süssen Pfaffenbohnen aus Hefeteig. Vater suchte Holz im Wald. Unterhalb der Allmend durfte er die Äste holen, welche die Holzfäller liegen gelassen hatten. Diese zersägte er in kleine *Rugel* und steckte sie in Jutesäcke, um sie heimzuschicken. Wir Kinder sammelten Tannzapfen. Vor unserer Rückkehr nach Zürich standen fünf Säcke Brennmaterial bereit, die Florian von der Post mit dem Fuhrwerk nach Zillis hinunterschaffte, wo die Firma Trepp sie zur Bahn in Thusis beförderte. Kaum zu Hause angekommen, trafen diese wertvollen Säcke ebenfalls ein. Alle legten Hand an, um das Holz im Keller aufzuschichten. Die Tannzapfen leerten



Das Restaurant Turnerhof, ca. 1930.

## Das Kunsthaus

Einmal führte uns die Geschichtslehrerin durchs nahe gelegene Kunsthaus und erklärte anhand eines Bildes von Courbet, wie die Realisten die Welt malten. In diesem Gebäude am Pfauen kannte ich mich aus, hatte Vater mich doch schon mehrmals dorthin mitgenommen. Unvergesslich war mir der Besuch vor fast zehn Jahren:

«Heute gehen wir ins Kunsthaus», ordnete Vater an. «Dort wird eine einmalige Sammlung niederländischer Meister gezeigt. So viele Holländer sieht man selten beisammen, und Kinder können nicht früh genug gute Bilder kennenlernen!»

Ich war dem Weinen nahe, als wir kurz darauf ohne Vater um den Küchentisch herumsaßen. Mutter hätte sich doch für uns einsetzen können. Sie wusste ja, wie ich mich im Kunsthaus langweilte, wo man an den Abschränkungen nicht turnen und auf den Polsterbänken nicht herumhopsen durfte. Und erst mein kleiner Bruder, der war noch schlimmer dran. Letztes Mal hatten wir neben einer Treppe die herrlichste Rutschbahn gefunden, denn zwischen den Stufen und dem Geländer zog sich ein Sockel aus demselben grauroten, glatten Marmor hin, woraus das ganze Treppenhaus bestand. Zuerst hatte der Aufseher und nachher noch unser Vater geschimpft, obschon das Niedersausen dort völlig gefahrlos war.

Die Mutter versuchte, mein Interesse für die Bilder zu wecken. Sie seien gewiss auch für uns unterhaltsam. Viele holländische Maler hätten nämlich ganz gewöhnliche Dinge dargestellt: Stuben, wo's drunter und drüber geht, wo Kinder ihren

Brei verschütten oder eine Frau ihr Kleines wickle, während der Mann daneben die Nase zuhalte. Besonders Pieter Brueghel zeige manchmal direkt unanständige Sachen, etwa wie Bauern an die Wand *brünzeln* oder noch Schlimmeres! Das tröstete mich und ich bat, sie möge mich dann zu jenen Bildern führen. Dem Bruder machte ich darauf mit verheissungsvoller Miene klar, was wir im Kunsthaus suchen wollten.

So kamen wir gespannt zum Gebäude mit dem grünen Glasdach. Vater bezahlte die Billette. Der Bruder kostete noch nichts, wurde aber vom Mann neben der Kasse etwas misstrauisch betrachtet. Vater warnte uns nochmals: «Dass ihr mir nicht zu nahe an die Bilder herangeht und nichts anrührt!» Dann ging's treppauf an unserer Rutschbahn vorbei zur Ausstellung, wo schon viele Besucher herumstanden.

«Siehst du, da hätten wir schon einmal ein Bild voller Unordnung», sagte die Mutter zu mir und zeigte auf einen umgestürzten Zinnkrug, der zwischen Trauben, Muscheln und angeschnittener Zitrone lag. «Und hier erst!» Sie wies auf eine Stube voller vergnügter Menschen. Wie es da drin aussah! Ich zeigte dem Bruder das Hündchen, welches auf dem Tisch stand und vom Kuchen frass. Niemand scheuchte es weg. Am Boden lagen offene Bücher, zerbrochene Töpfe und Jasskarten herum. Wir staunten und entdeckten immer neue Ungehörigkeiten. Mutter nannte den Namen des Malers. Dieser Jan Steen schildere immer solch unaufgeräumte Zimmer.

An Bildern mit Wolken und Segelschiffen gingen wir schnell vorüber. Dann aber blieben wir vor einem Brueghel stehen. Da tummelten sich Kinder und Erwachsene auf dem Eis. Wir schauten uns alles genau an, konnten aber nichts Unanständiges entdecken. Beim nächsten Brueghel jedoch kamen wir voll auf die Rechnung. Mutter musste uns ermahnen, die Entrüstung nicht so auffällig zu bekunden. Wir zählten vier nackte Hintern, die sich zum Teil deutlich ins Blickfeld drängten.

«Durfte der denn sowas malen?», fragten wir die Mutter flüsternd. Das dürften Künstler, und übrigens seien das niederländi-



Das Haus Nummer 14 an der Ottikerstrasse, ca. 1910.